
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 86. Bromberg, den 11. Mai 1926.

Die gläserne Welt.

Roman von Otfried v. Hanstein.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Achtes Kapitel.

Doktor Severin Magnus richtete sich auf. Jetzt sitzt er auf der Erde und blickt mit blinzelnden, erstaunten Augen umher.

Was ist das? — Wo ist der Kommissar, der ihn soeben verhaftet?

Er springt auf, steht und schaut wieder um sich, lauscht hinaus. — — Ist jener gegangen, um seine Schergen zu holen?

Ist eine Möglichkeit, noch zu fliehen?

Ausgeschlossen, denn sicher ist ja das Haus rings umstellt. Aber vielleicht bleibt ihm noch eine Minute Zeit, um zu tun, wie der Geheimrat Milanius.

Schnell Gift — —

Sein Blick haftet jetzt an der Tür. Er versteht nicht, er starrt auf sie hin und begreift nicht.

Wie ist das möglich — der große schwere Riegel, der von alters her sich quer über die eichenen Bohlen zieht, ist von innen zugeschoben.

Wie kann das sein? Eben saß dort auf dem Stuhl der Kriminalkommissar und er lag ohnmächtig am Boden. Und jetzt ging der Kriminalkommissar hinaus und der Riegel ist plötzlich von innen verschlossen.

Er überlegt — hat er etwa im Schlaf?

Ganz unwahrscheinlich.

Er steht wieder und sieht sich um. Noch vieles ist seltsam. Er muß eine ganze Nacht in tiefer Ohnmacht gelegen haben, denn es war doch Abend, später Abend, als der Kommissar ihn verhaftete, und jetzt ist es Tag, hell schimmernder, sonniger Tag! Also hat ihn der Mann doch nicht verhaftet. Und während der Nacht hat er doch selbst den Riegel vorgeschoben!

Höchst merkwürdig. Einen Mörder, einen Mann, der unter dem Verdacht steht, einen siebenfachen Mord begangen zu haben, verhaftet man doch.

Und noch eines ist merkwürdig. Er sieht sich um. Er sucht an seinem Stuhl. Der Kommissar war also doch da.

Der Radio-Cerebrator ist fort. Den hat der Kommissar mit sich genommen, sonst hätte er fast geglaubt, er hätte diese ganze furchtbare Verhaftung nur geträumt. Es war ja wie ein Alpdruck.

Der Radio-Cerebrator ist fort. Jetzt fällt ihm ein. Ist denn der Vertrag noch da, der Vertrag mit den Hölderlinwerken, oder hat den der Mann auch mitgenommen?

Severin Magnus ist noch immer nicht vollkommen klar, lebt noch immer halb wie im Traum. Auf seinem Schreibtisch liegt offen ein großer Aktenbogen. Das ist der Vertrag. Magnus reißt ihn empor. Wieder starrt er verständnislos auf das, was er sieht. Es ist nicht der Vertrag, der ihn zum Generaldirektor der Hölderlinwerke gemacht hat. Ein einfacher Brief:

„Ich verkaufe Herrn Doktor Severin Magnus meine Entdeckung und den von mir erfundenen Radio-Cerebrator . . . .

John Henry Wisley."

Das ist ja der alte Brief, der Brief, den John Henry Wisley ihm schon vor vier Monaten, damals, als er die erste furchtbare Tat begangen, schrieb, wie kommt er jetzt auf den Tisch? Wer hat diesen Brief mit dem Vertrage vertauscht?

Eine schrille kleine Klingel ertönt.

Die Signalglocke an der großen Tafel. Unwillkürlich blickt er auf die große, matte Glasscheibe, auf der sonst die Berichte erschienen. Es erscheint die schreibende Hand:

„Mr. Wisley ist sehr schlecht heute. Wollen Herr Doktor selbst untersuchen."

Magnus faßt mit beiden Händen an seine Stirn.

Was soll das heißen, wer schreibt dort, seit Monaten ist ja niemand im Hause, als er ganz allein. Und dort erscheint die Schrift der Schwester Agathe. Seit Monaten ist Mr. Wisley tot und begraben. —

Jetzt soll er ihn untersuchen? —

Ganz langsam geht er auf seinen Schreibtisch zu. Richtig, da steht ja noch der Apparat mit den vielen Relais, mit den Stöpseln und den Namen der Patienten.

Wieder merkwürdig — träumt er denn jetzt? Den Apparat hat er doch selbst beiseite gestellt, als die letzten Patienten das Haus verlassen.

Träumt er — soll er im Traum das alles noch einmal durchleben?

Und dennoch greift seine Hand, wenn auch unwillkürlich, zitternd, zu dem Stöpsel und schaltet ein. Das Röntgenbild von Wisleys Lunge. Ein neuer Erguß. Die Atemkurve matt, die Herztöne laut und überanstrengt. Das Herz selbst schwach . . .

Aber er lebt! Unwillkürlich reißt Magnus das Telephon vom Ständer.

„Schwester Agathe!"

Er weiß, daß es wahnsinnig ist, daß er diesen Namen ruft, denn er selbst hat ja die alte Schwester abziehen sehen, damals, als er sie entließ.

Aber jetzt kommt die Antwort zurück:

„Ja, Herr Doktor. Sie entschuldigen, daß ich das Signal gab. Aber seit Sie vor zwei Stunden die Patienten kontrollierten, ist Wisleys Befinden entschieden schlechter geworden. Ich befürchte, es könnte heute eine Katastrophe eintreten, und er möchte Sie gern sprechen, Herr Doktor."

„Ich komme — Schwester Agathe."

Er wirft den Hörer zurück, rennt an das Fenster und öffnet es weit.

Warmer Sonnenschein kommt zu ihm herein. Prächtig gefärbte Herbstblätter hängen an den Bäumen. Auch das ist ja Wahnsinn. Es muß doch Schnee liegen, tiefer Schnee, es ist doch Weihnachten vorüber.

Wieder irrt sein Blick durch das Zimmer. Jetzt bleibt er auf dem Kalender haften.

Der neunzehnte September? Hat er denn monatelang die Blätter des Kalenders nicht mehr entfernt? Und vor ihm auf dem Schreibtisch sein Notizblock. „Achtzehnter September, Gesellschaft bei Kommerzienrat Hölderlin. Am neunzehnten früh zum Geheimrat Milanius gehen und um Isolde werben."

Ganz recht, aber —

Es pocht an der Tür.

Wieder durchzuckt ihn ein jäher Schreck. Jetzt wacht er auf. Jetzt kommt der Kriminalkommissar. Jetzt — er zögert einen Augenblick — dann geht er zur Tür.

Gewißheit! Er schiebt den Riegel zurück und der alte Heinrich steht vor ihm.

„Herr Doktor, ein Eilbrief."

Der alte Heinrich wundert sich über des Doktors seltsames Wesen und geht kopfschüttelnd wieder fort.

Magnus hält den Brief in der Hand, eilt an das Fenster, starrt auf den Stempel.

Berlin, den 19. September, vormittags 8—9.

Er reißt den Brief auf.

„Bezugnehmend auf unsere gestrige Unterredung bedauere ich, Ihnen mitteilen zu müssen, daß ich Ihnen das gewünschte Darlehen nicht geben kann.

Hochachtungsvoll
Friedrich Wendmüller."

Magnus verliert immer mehr den Boden unter den Füßen. Jetzt entsinnt er sich — ganz recht — an jenem Tage, ehe er in die Gesellschaft bei Kommerzienrat Hölderlin ging, war er bei Friedrich Wendmüller gewesen, hatte selbst nicht viel Hoffnung gehabt, hatte deswegen ja beschlossen, so schnell als möglich um Isolde Milanius zu werben. Aber wieso jetzt dieser Brief, jetzt nach vier Monaten, nun er das Geld längst hatte, nun er es bald zurückzahlen mußte?

Er eilt nochmals an die Tür und ruft hinaus:

„Heinrich, Heinrich."

Langsam schlürft der alte Diener heran.

„Herr Doktor befehlen?"

„Was für ein Datum ist heute?"

„Der neunzehnte September, Herr Doktor."

Er packt den Alten bei der Schulter.

„Der neunzehnte September, wirklich der neunzehnte September?"

„Aber natürlich!"

„Sagen Sie mal, Heinrich, habe ich lange geschlafen?"

Der Diener versteht nicht.

„Geschlafen, Herr Doktor? Wann denn geschlafen? Sie sind doch vor einer halben Stunde erst mit dem Motorrad aus Berlin gekommen."

„Vor — vor einer halben Stunde? — —"

„Herr Doktor sind nicht wohl?"

„Unsinn, Heinrich, natürlich — warum soll ich nicht wohl sein?! —

Sagen Sie mal, ich weiß wirklich nicht, Sie wissen also ganz bestimmt, daß heute der neunzehnte September ist und daß ich vor einer halben Stunde nach Hause gekommen bin?"

„Aber ja, Herr Doktor, ich habe Ihnen doch noch den Wein gebracht."

„Gut, Heinrich."

Er geht wieder in sein Zimmer.

Er nimmt wieder das Telephon.

„Schwester Agathe?"

„Herr Doktor!"

„Ach, Sie entschuldigen, welches Datum ist heute?"

„Der neunzehnte September."

„Also wirklich! Und noch eins, ich bin vollkommen konfus. Wie spät ist es denn?"

„Einhalb zwölf. Es war gerade zehn Uhr, wie der Herr Doktor heimkam."

Magnus steht vor seinem Schreibtisch. Er reißt seine Uhr aus der Tasche. Jetzt denkt er erst daran, Halbzwölf. Er sieht auf den Brief, den Kalender, das Schreiben Wisleys. Er beginnt, zu begreifen.

Geträumt, weiß Gott, er hat alles geträumt. Da steht die Flasche mit dem starken Wein, von dem er — jetzt erinnert er sich wieder genau — schnell mehrere Gläser getrunken. Er war erschöpft, dann fiel er wohl in den Sessel, schlief ein, in wenigen Minuten hat er alles, alles geträumt.

Dann fiel er, vom Alpdruck gequält, wohl zur Erde und wachte auf.

Geträumt, die gewaltige Erfindung des Radio = Cerebrators.

Geträumt die Weltmacht, die die Erfindung ihm gab.

Geträumt — alles geträumt.

Aber ihm ist nicht traurig zumut. Froh, glücklich, unendlich glücklich, glücklicher, als er je in seinem ganzen Leben sich einmal gefühlt. Dort oben in dem Schalltrichter des Funksprechers schlägt das Herz John Henry Wisleys, er hat ihn nicht ermordet. Und sicher sitzt droben die alte Mutter an seinem Bett. Und Milanius lebt! Und Hölderlin und sein Sohn! Und Ulrich Gerlach!

Er stürzt zu dem Hebel der großen Sendemaschine. Die Wellenlänge des Dampfers Normannia."

„He, holla, Dampfer Normannia. Dampfer Normannia."

Er wartet mit zitternden Gliedern.

„Hier Dampfer Normannia."

„Wo ist der Dampfer?"

„Nähert sich dem Hafen von Schanghai."

„Hier Doktor Severin Magnus. Ist Ulrich Gerlach wohl?"

„Vollständig wohl."

„Grüßen Sie ihn. Schluß."

„Jetzt rennt Severin Magnus mit großen Schritten in seinem Zimmer umher.

„Traum, Traum, all das Furchtbare ist Traum."

Er wirft sich in einen Sessel.

Wie ihm zumut ist! Wie ganz anders als sonst! In seinem jubelnden Glück darüber, daß er kein Mörder ist, quillt es so warm aus seinem Herzen empor. Er sehnt sich nach Ulrich Gerlach.

Ja, er wird ihn abholen in Bremerhaven. Ja, er wird ihm eine Stellung verschaffen — vielleicht bei Kommerzienrat Hölderlin — warum nicht.

Aber er wird für ihn sorgen.

„Nein, nein, ich will für ihn sorgen. Arme, arme, liebe Elisabeth. Ich will wie ein Vater für ihn sorgen."

Zehn Minuten später steigt er die Stufen zu dem Turmzimmer empor, in dem Mr. Wisley — gelegen hat — oder liegt? — Er öffnet die Tür.

Der Kranke sitzt aufrecht in seinem Bett und atmet mühsam. An seiner Seite sitzt mit vergrämten Augen die alte Mutter. — — —

(Schluß folgt.)

Das Geheimnis der kleinen Nina.

Federzeichnung aus Südspanien von Max Geißler.

Der Junge hieß Pedro. Der trat in Arbeit bei dem Weinbauer Mattaluna. Half sein Hügelland urbar machen. In der Nähe von Barcelona. Eine Huerta, worauf sie die Gartenfrüchte bauen. Um diese Zeit war die Nina Mattaluna fünfzehn Jahre alt. Sie hatte da nicht mehr recht Platz im Röckchen und im Jäckchen. Pedro dachte: „O la la!" Er gab ihr eine Mohnknospe. Die quoll ihre Seide weich und rot aus den Kelchblättern hervor. Diese Mohnknospe warf Nina dem Pedro ins Gesicht.

Natürlich, die Nina arbeitete auch draußen auf dem Wüstland. Dabei fühlte sie, wie seine Sinne an ihr herumsuchten. Ruhten die Leute einmal im Schatten, dann hatte Pedro einen Grashalm mit einer Rispe und wisperte ihr damit ums Ohr. Oder er zizzelte ihr den Halm in die Nackenhaare.

„Das ist dumm... mit dem Pedro", dachte Nina. „Zu dumm ist das!" und es ward immer dümmer. War sie hinter der Hecke — er fand sie. Und er fand sie in den Dämmerungen beim Hause. Er wehte unter den Orangebäumen heran oder durch das Weinlaub wie ein Nebel. In den Mittagen, wenn die Zikaden plärrten — auf einmal war er da.

„Weil ich verliebt in dich bin bis zur Verrücktheit, kleine Nina!"

„Denkst du, das merk' ich nicht!"

„Wenn du es weißt, warum verachtest du mich?"

„Und wenn du weißt, daß ich dich nicht mag, warum quälst du mich?"

„O la la, kleine Nina!" Da wollte er sie umfassen. Aber sie schnickte ihn ab wie ein giftiges Insekt.

Am anderen Morgen, in der aufgehenden Sonne, sichelte Nina Ziegenfutter. Sie hatte keine Jacke an. Der Tau spritzte ihr um die nackten Arme. Da kam Pedro den Rain daher. Breit, sicher. Biß sich ein bißchen auf die Lippe und hatte die Hände in den Hosentaschen.

„'n Tag, Ninetta!"

„Du bist verrückt, Pe! Warum bist du jetzt da?"

„Hast du mich gern, oder willst du mich nicht, Nina?"

„Und wenn du tausendmal fragst — tausendmal sag' ich nein."

Sie hatte sich aufgerichtet. Funkelte ihren lachenden Haß gegen ihn. Da sprang er sie an wie ein Wildkater. Riß sie einen Augenblick an sein Herz. Einen Augenblick. Und fuhr dann drüben ins Weinlaub hinein. Nina warf ihm die Sichel nach und einen Mund voll Verwünschungen. Auf einmal...

Ja, auf einmal rann es ihr heiß auf Hemd und Brust. Heiß und rot. Ninetta faßte sich mit der Hand ins Gesicht. Der Junge — weiß Gott? — der Junge hatte ihr die Klinge des Rasiermessers durch die linke Wange gezogen! Jetzt ... nachtnasse Weinblätter preßte Nina auf die Wunde. Lief in den Stall. Schirrte das Eselchen an den Karren. Riß irgendwo ein Stück Linnen heraus und schlang sich's um den Kopf. Dann schwang sie sich auf den Karren. Und das Eselchen — das Eselchen raste mit ihr gegen Barcelona. Die Straße am Südmeer war morgeneinsam. So erreichte sie die Enfermeria, das Krankenhaus. Da bekam sie acht Nadeln. Aber der Doktor ließ den Schutzmann rufen. Zur Befragung.

„Wer bist du?" — „Nina Mattaluna." — „Dein Vater?" — „Sebastian Mattaluna." — „Wie alt bist du?" — „Fünfzehn Jahre." — „Und wohnst?" — „In Bonanova." — „Wer hat dich verwundet?" — „Ich!" — „Wie?" — „Ich." — „Sage die Wahrheit!" — „Ich hab' Maulbeerlaub gepflückt für die Seidenraupen und bin vom Baume gefallen. Da hat mir ein Dorn das Gesicht zerrissen."

Der Polizist lächelte. „Ein widerspenstiges Mädchen zeichnet der Liebhaber auf diese Weise."

„Hm", machte Nina. „Bei mir aber — ja, bei mir hat's der Ast eines Baumes getan."

Ein paar Tage später kam sie zur Behandlung der Wunde wieder ins Hospital. Im Höfchen traf sie den Polizisten. Diesmal war ihre Mutter bei ihr.

„Wahr und wahrhaftig, Nina — gefallen bist du?" fragte der Schutzmann.

Da zögerte die kleine Nina mit der Antwort und lachte. Dann erzählte sie ihm ihr Geheimnis. Auch die Mutter erfuhr's erst in derselbigen Stunde.

Wichtig tat der von der Polizei sein Notizbuch heraus. Er wollte sich den Pedro Lopez notieren. Aber die kleine Nina schlug in die Luft. „Was geht das Euch an? Heut' bin ich sein! Wenn ich mir von meinem Liebsten das Gesicht zerschneiden lasse — eh, was geht's Euch an?"

Der Flug zum Nordpol.

Eine Unterredung mit dem Führer der „Norge".

Oberst Umberto Nobile, Führer und Erbauer des Lenkluftschiffes „Norge", setzt gleich seinem großen Landsmann Christoph Columbus sein ganzes Vertrauen auf sein gutes Schiff. Der norwegische Teil der Mannschaft ist darauf gefaßt, zu landen und, wenn nötig, zu Fuß weiter vorzudringen, aber Nobile — obwohl in seiner Ausrüstung auch auf diese Eventualität vorbereitet, wäre höchlichst überrascht, wenn seine „Norge" nicht den Flug von Spitzbergen nach Point Barrow ohne Unfall zurücklegen würde.

Der Kontrast zwischen Nobile und dem norwegischen Leutnant Riiser Larsen spiegelt die Rassenverschiedenheit innerhalb dieser eigentümlich zusammengesetzten Expedition deutlich wieder. Larsen steht 1,84 Meter in den Stiefeln, mit entsprechendem Brustkasten und Gewicht. Oberst Nobile ist ein eher schmächtiger, schlanker Mann mittleren Alters, mit dem Lächeln eines Don Juan, aber den harmlos freundlichen Augen eines jungen Studenten. — „Der schwierigste Teil der Expedition", erklärte der Oberst dem Vertreter des International News Service, „wird der von Leningrad nach Spitzbergen oder genauer genommen von Vadsoe nach Spitzbergen sein. Wenn wir Glück haben, hoffen wir ohne Pause die Strecke von dem Flugplatz von Trotzk nach Kings Bay zurückzulegen, sind aber darauf vorbereitet, wenn uns schlechtes Wetter dazu zwingt, in Vadsoe zu landen. Wir haben dort vier italienische Ingenieure zur Anleitung einer Anzahl norwegischer Soldaten, welche dem Schiff bei der Landung helfen sollen. Auch ist dort ein kleiner Ankermast errichtet. Zuerst war vorgeschlagen, eine eventuelle Zwischenlandung in Murmansk vorzunehmen, aber da ich nie dort war, zog ich Vadsoe vor, das ich kenne. Der Grund, weswegen ich den Flug von Vadsoe bis Kings Bay für den gefahrenreichsten Teil des Unternehmens halte, liegt in den heftigen Winden, die sich zur Frühjahrszeit unversehens über der Barents-See erheben. Einmal in Spitzbergen angelangt, werden wir neuen Nachschub aufnehmen, zwei Mann unserer jetzigen Besatzung absetzen, und dann zusammen mit Amundsen und Ellsworth das erste günstige Wetter für unseren Abflug abwarten. Wir sollten mit der Verladung in Spitzbergen in mindestens zwei Tagen fertig werden."

Oberst Nobile schien etwas beunruhigt über die in Spitzbergen eingetretene Verzögerung. Es war vorgesehen, daß Amundsen mit seinen Begleitern bis zum 20. April hätte eintreffen und den Ankermast errichten sollen.

„Wenn wir nicht bis Mitte Mai starten können", meinte Nobile weiter, „wird es nötig werden, mehrere Mann der Besatzung wegzulassen und an ihrer Statt mehr Brennstoff mitzunehmen. Es gibt nur eine ganz kurze Zeit im Jahre, zwischen 1. und ungefähr 21. Mai, wo die Atmosphäre über den Polarregionen meistens klar und nebelfrei und die Sturmgefahr auf ein Minimum reduziert ist. Diese Periode bricht an, wenn die Winterstürme vorüber sind, und dauert, bis die Sommersonne genügend Eis von der Oberfläche geschmolzen hat, damit sich Nebel bilden können. Ende Mai werden die Polarnebel sehr stark und wenn wir nicht wegkommen, bevor sie einsetzen, so hat die Expedition bis zum nächsten Jahre zu warten."

Man hat oft angeführt, daß es einer der Vorzüge des Luftschiffes sei, daß man mit ihm über die Nebelschicht steigen könne, aber Oberst Nobile wies demgegenüber darauf hin, daß die Gefahr, zu steuern ohne Land zu sehen, sehr groß wäre: „So gerieten wir z. B. auf unserer Fahrt von Oslo nach Leningrad über die Ostsee in einen starken Nebel und wußten stundenlang nicht, wo wir waren. Indem wir dann so tief am Boden steuerten als möglich war, suchten wir aus der Art der Gebäude zu erkennen, über was für einem Lande wir uns befanden. Einer unserer Norweger versicherte, wir wären nicht über russischem Gebiet, weil eine Kirche unter uns sichtlich keine russische Kirche war. Dann flogen wir über einen Fluß und versuchten aus seinem Laufe zu ersehen, ob wir über Finnland oder Rußland waren. Ich glaubte die Stromrichtung zu erkennen, aber die beiden Norweger waren entgegengesetzter Ansicht. Schließlich beschloß ich, jemand auf der Erde zu fragen. Ich schrieb eine Anzahl Zettel in vier Sprachen, russisch, finnisch, schwedisch und französisch und bat die Finder, die Hände hochzustrecken, wenn es Finnland war und zu falten, wenn es Rußland war. Aber der Trick mißlang. Wohl hoben ein paar Leute die Zettel auf, aber verstanden sie offenbar gar nicht. So standen sie nur da und starrten uns an. Schließlich gingen wir so tief, daß wir den Namen einer Eisenbahnstation lesen konnten und entdeckten, daß es eine Stadt in Estland war."

„Sie sehen also, wie schwer es ist, selbst über bewohntem Lande den richtigen Kurs innezuhalten, und können daran die Schwierigkeiten des Steuerns im Nebel und auch über einer Nebelschicht ermessen. In der Arktis werden auch die Kompasse infolge des Einflusses der Nähe des magnetischen Pols nicht ganz zuverlässig sein. Wir werden uns auch des Sonnenkompasses bedienen, den Amundsen auf seiner letzten Expedition benutzte, aber er ist nur bei Sonnenschein verwendbar. Wir erwarten regelmäßige meteorologische Berichte von den Sowjetstationen in Murmansk und an der Mündung des Jenissei, von norwegischen Stationen und den amerikanischen in Alaska."

Oberst Nobile ist der Ansicht, daß Amundsen den Gedanken aufgegeben hat, am Pol haltzumachen. Dort wird das Schiff nur bei günstigem Wetter etwas kreisen und sich dem genauen Pol so gut wie möglich nähernd ein beschwertes Bündel von drei Flaggen, der norwegischen, der italienischen und der amerikanischen, fallen lassen. Jedes neue Territorium, welches gefunden wird, wird im Namen von Norwegen annektiert werden. Nichtsdestoweniger ist das Problem einer Notlandung das am wenigsten befriedigend gelöste. Die Schwierigkeit, mit einem Luftschiff zu landen, besteht in der Tatsache, daß das Luftschiff, wenn es genügend Gas abgelassen hat, um zu landen, natürlich nicht mehr genügend hat, um wieder aufzusteigen. Die gewöhnliche Methode, das Schiff herunterzuziehen, setzt eben die Anwesenheit von Menschen auf der Erde voraus.

Oberst Nobile hatte ursprünglich einen Eisanker konstruiert, der, wie er sagte, in Norwegen erprobt worden sei und sich bewährt habe. Aber aus irgendeinem Grunde ist er nicht mitgenommen worden. Mit diesem Anker wollte man einen Mann an einem Seil herablassen und über ihm kreuzen, bis er einen geeigneten Platz gefunden hat, um den Anker im Eise zu verhacken. Als Ersatz hat der Oberst jetzt zwei gewöhnliche Anker, die als Klammer wirken sollen, aber er hat nicht viel Vertrauen in sie. Am meisten verläßt er sich darauf, einen Sackanker zu benutzen, für den Fall, daß man offenes Wasser findet. „Ich glaube", sagte der Oberst, „daß uns immer möglich sein wird, im Eis eine Rinne offenes Wasser zu finden. In diesem Falle haben wir einen großen Sack, der imstande ist, etwa 1000 Kilogramm Wasser zu fassen. Dies würde genügen, um das Schiff herunterzubringen. Wir fliegen einfach über den Eisspalt, lassen den Sack herab und lassen uns dann herunterziehen. Wir wollen auch dieses System benutzen, um in der Nähe Alaskas zu landen, wenn wir nicht Point Barrow selbst erreichen sollten."

Die Expedition nimmt nicht, wie gemeldet war, Schlitten mit. Im Falle eines Unglücks sollen Schlitten aus dem Material des Luftschiffs gebaut werden.



Bunte Chronik

* **Literaturwettbewerb im Gefängnis.** Ein angesehener Neuyorker Verleger hat mit Zustimmung der Behörden unter den Insassen des Gefängnisses Sing-Sing einen Wettbewerb um eine Novelle veranstaltet. Jeder Sträfling kann sich daran beteiligen und sich um den ersten Preis von 3000 Dollar bewerben. Der Verleger wird die zehn besten Arbeiten in einem Sammelband erscheinen lassen. Die Gefangenen beteiligen sich eifrig. In Neuyork selbst besteht eine starke Nachfrage nach dieser sensationellen Neuheit.

*

* **Zusammenschluß japanischer Zeitungen.** Die acht führenden japanischen Tageszeitungen in Tokio und Osaka sowie zwei japanische Nachrichten-Agenturen haben sich zu einem Verbande nach dem Muster der „Associated Preß of America" zusammengeschlossen, um in Europa und Amerika einen groß angelegten gemeinsamen Nachrichtendienst einzurichten.

*

* **Der Konstrukteur des 120=Kilometer=Geschützes †.** Professor Dr. Rausenberger, der Konstrukteur des Ferngeschützes, das Paris im Kriege beschoß, ist in München im Alter von 58 Jahren gestorben.

*

* **Dieselmotorlokomotiven im Dienst der Reichsbahn.** Von der deutschen Reichsbahngesellschaft ist in den letzten Jahren mehr und mehr der Verbrennungsmotor als Antriebsmittel für Triebwagen und Lokomotiven angewandt worden. — Die Entwickelung des Motortriebwagens ist schon ziemlich weit vorgeschritten. Im Lokomotivbau geht die Entwickelung wesentlich langsamer vor sich, da die Frage der Energieübertragung von Motor zur Achse noch nicht befriedigend gelöst ist. — Auf einem süddeutschen Eisenbahnausbesserungswerk ist eine 160-PS-Vierzylinder-Diesellokomotiv-Gattung, Gt. 22,15, für den Verschiebedienst in Betrieb genommen worden. Die Maschine ist von den Benz-Werken in Mannheim, von der Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe und den Badischen Motorlokomotivwerken in Mosbach erbaut. Sie vermag bei einer 24-Kilometer-Stundenhöchstgeschwindigkeit 170 Tonnen auf der ebenen Strecke zu schleppen. — Als weitere Bauart ist eine 250 PS starke Lokomotive, die besonders für den Personenverkehr auf den Vorortstrecken der Reichsbahn bestimmt sein soll, in Dienst gestellt worden. Sie wiegt 40 Tonnen und vermag bis zu 60 Kilometer in der Stunde zu leisten.

*

* **Ein Schloß als Pfandobjekt.** Die Gemeinde Benrath hat bei der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte in Berlin eine Anleihe von 750 000 Mark aufgenommen, für welche die Stadt das ganze Schloß Benrath mit dem Schloßpark sowie das städtische Gas- und Wasserwerk als Pfand geben mußte.

*

* **Eine Doktorfabrik.** Die Staatsanwaltschaft in Genf und Zürich hat einen energischen Kampf gegen den Handel mit Doktordiplomen aufgenommen. In Washington existiert ein Schwindelunternehmen, das in der Schweiz Filialen besitzt und an alle Leute für gutes Geld Doktordiplome verkauft. Den Behörden gelang es, in der Schweiz eine Liste dieser „Promovierten" zu beschlagnahmen. Im letzten Jahre wurden allein 163 Kandidaten doktoriert, meist Leute mit Volksschulbildung. Die Sache wurde so entriert, daß dem Schweizer Vertreter, einem gewissen „Daemel" — hier ist der Nomen kein Omen — eine Dissertation von wenigen Seiten eingehändigt wurde, nebst 300 Franken Promotionsgebühr. Die Schrift wurde nach Washington gesandt, worauf die Kandidaten postwendend ihre Doktordiplome erhielten. Auch der Professortitel war käuflich. Ein St. Galler Kammerjäger erhielt für 750 Franken den Titel eines Professors der Zoologie.

*

* **Entdeckung merowingischer Gräber im Elsaß.** Bei Straßenarbeiten zwischen Molsheim und Avolsheim im Elsaß wurden zwei Gräber bloßgelegt, die nach den Angaben von Dr. Schaeffer, dem Direktor des Straßburger Museums, aus der Merowingerzeit (5. bis 8. Jahrhundert n. Chr.) stammen. Wahrscheinlich sind die gefundenen Gebeine die Skelette von Kriegern, die hier gefallen sind, denn bei den Skeletten fand sich noch gut erhaltenes Kriegsgerät. In einem anderen Grabe fand man das Skelett einer Frau, die eine bronzene Halskette getragen hatte. An der Halskette waren mehrere Ringe und Schmuckgegenstände befestigt. Die gefundenen Gegenstände sind nach Straßburg transportiert worden, wo sie Eigentum des dortigen Museums werden sollen.

*

* **„Das war zu viel!"** In Wien lief ein Scheidungsprozeß. In Wien laufen viele Scheidungsprozesse, aber dieser hatte eine besondere Note. Nicht wegen der Originalität des Betrugs, den einer der Ehegatten inszeniert hatte, sondern weil der Ehemann seiner Frau auf sonderbare Weise auf die Spur gekommen war. Eines abends nämlich hatten sich beide in einem Café verabredet. Um acht. Der Mann war schon da, als die Gattin erschien. Nicht allein, sondern in Begleitung eines jungen Mannes, eines Bankbeamten, der seit Beginn der Wintersaison im Hause verkehrte und auf Bällen als Tanzersatz für den etwas schwerfälligen Gatten fungierte. Als die Gattin Platz nahm, sagte der junge Mann: „Verzeihen Sie einen Moment, aber ich muß die Droschke noch bezahlen." — Das wollte nun der Gatte auf keinen Fall haben, denn der junge Mann hatte als Bankbeamter ein karges Einkommen und jede Autotaxe mußte schwere Löcher da hinein graben. So ging denn der Gatte hinaus und zahlte, das heißt er wollte zahlen, denn als er den Preis erfuhr, schrak er zurück. „23 Schilling? Das ist doch unmöglich. Von meiner Wohnung bis hierher zahle ich stets um 3 Schilling herum." — „Schon möglich, sagte der Wagenführer, aber die Stunde, die ich vor dem Hotel gewartet habe . . ." „Das war zuviel", referierte der Gatte vor Gericht. — Und auch dies war derselben Ansicht, denn es trennte die Ehe aus dem Verschulden der Frau.

*

* **Der vermißte Polflieger Wilkins meldet sich.** Ein Telegramm aus Point Barrow meldet, daß der Polflieger Kapitän Wilkins dort unversehrt eingetroffen ist. Auch die Maschine befindet sich in guter Verfassung, scheint aber doch den Anforderungen eines Polfluges nicht gewachsen gewesen zu sein. Wenn nicht überhaupt der ganze Flug bis zum Sommer verschoben wird, will Wilkins unter Umständen mit einer neuen Maschine den Flug fortsetzen.

*

* **Der älteste Menschenschädel.** In einer Sitzung der „British Medical Association" in Melbourne hielt Dr. Collin Mackenzie einen Vortrag über einen Schädel, den er bei Ausgrabungen in Cohuva an dem Murrayflusse gefunden hat, dem Redner zufolge ist dieser Schädel älter als die anderen bis jetzt bekannten Menschenschädel aus ältester Zeit, als der von Pilldave, die aus Rhodosim und der von Talgai. Mackenzie ging in seinen Behauptungen noch weiter. Er behauptete, daß das Murray-Flußtal in Australien betrachtet werden müsse als das belangreichste Gebiet anthropologischer Untersuchung, soweit die Urzeit in Frage kommt.

*

* **Besorgte Frauen und treue Freunde der Männer.** Man kennt den herrlichen Witz. Ein junger Mann bleibt die Nacht fort und seine junge Frau ängstigt sich zu Tode. Sie schickt das Mädchen auf die Post und gibt vier Telegramme auf an die vier besten Freunde ihres Mannes, ob sie nicht wüßten, wo er sei? Gegen Morgen kommt der junge Ehemann nach Hause und kurz darauf treffen vier Telegramme ein, die alle denselben Wortlaut haben: „seid unbesorgt, Gemahl schläft heute nacht bei mir." — Dieser Witz soll nun Tatsache geworden sein, wenn man Meldungen aus Frankreich glauben darf. Ein bekannter Abgeordneter verreiste angeblich nach Toulouse, um dort in einer Versammlung eine Rede zu halten. Diese Rede muß sehr lang gewesen sein, denn er blieb drei Tage fort. Als die Gattin nicht mehr wußte, was sie tun sollte und man ihr aus Toulouse telegraphiert hatte, ihr Mann sei in den letzten sechs Jahren nicht mehr da gewesen, schrieb sie sechs Briefe an die sechs besten Freunde und fragte an, was sie tun solle? — Prompt kamen sechs Antworten, die natürlich alle verschiedenen Wortlaut, aber denselben Inhalt hatten: „Nur nicht aufregen, Gemahl ist seit Tagen bei mir, geht ihm gut, Brief unterwegs." — Nun wußte sie zwar nicht, wo er war, aber sie konnte es sich denken. Es geht doch nichts über wahre Freundschaft.

*

* **Ein rubinroter Diamant.** Ein roter Edelstein von außerordentlichem Wert ist in den Diamantlagern von Kimberley gefunden worden. Diese Steinart ist überaus selten. Es war ein sehr großes Stück, aus dem nach dem Schleifen ein vollkommen ungetrübter Stein von sechs Karat Gewicht gewonnen wurde. Das Juwel sieht auf den ersten Blick wie ein Rubin von riesigen Ausmaßen aus, denn es ist ein ganz roter, in strahlenden Lichtern glühender Stein. Eine genauere Betrachtung erweist jedoch, daß dieser Edelstein alle Eigenschaften des echten Diamanten besitzt.

Lustige Rundschau 

* **Wohin die Reise?** „Wohin werden Sie nächsten Sommer reisen?" — „Ach, noch ganz unbestimmt. Meine Frau pisackt mich mit Pisa, meine Tochter kapriziert sich auf Capri und ich brenne auf den Brenner."

*

* **Druckfehler — kein Ulserini.** „Der kranke Elefant mußte getötet werden. Drei wohlgezielte Schüsse und das Riesentier war eine Lerche."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.